

Denkanstoß 70 „Wenn der nächste Patient schon wartet“

Als Dr. Jonas Weber an diesem Dienstagmorgen die Station betritt, steht auf dem Dienstplan noch der Name von Frau Mertens. Zimmer 14, Fensterseite. Seit Wochen hatte sie dort gelegen, eine schmale Frau mit silbernem Haar und einer Vorliebe für die regionalen Nachrichten mit Wettervorschau um sechs Uhr morgens. Frau Mertens sorgte sich um die Geranien auf ihrem Balkon, gleichzeitig war sie optimistisch, dass die Pflanzen den Sommer heil überstehen würden.

„Die überleben uns alle“, versprach sie regelmäßig Dr. Weber während der Visite.

Das Bett von Frau Mertens ist an diesem Morgen leer. Auf der eilig zurückgeschlagenen Decke steht ihre gepackte Tasche: die Lesebrille, die Handcreme, ein Taschentuch, das sie selbst gefaltet hatte, Waschutensilien, ihr zweites Nachthemd. Auf der Fensterbank liegt ein einsames Blatt. Es stammt wohl von dem Blumenstrauß, den Frau Mertens' Tochter vor zwei Tagen mitgebracht hatte.

Dr. Weber bleibt einen Moment in der Tür stehen. Der Blick auf das leere Bett löst eine Traurigkeit in ihm aus, die er sich nicht erklären kann. Er hat gelernt, Befunde einzuordnen, Menschen beim Sterben zu begleiten, ihre Schmerzen zu lindern, zu trösten. Wenn sie gestorben sind, ruft er Angehörige an, findet die richtigen Worte für schlechte Nachrichten. Frau Mertens ist ihm auf eine persönliche Art nahegekommen. Sie hatte so lange zu seinem Alltag gehört: mit ihrem Tee ohne Zucker und ihrer Frage nach dem Wetter, ihrem Optimismus und den guten Gedanken trotz des nahenden Endes.

Im Flur warten die Kollegen. Sie wollen mit der Visite beginnen. Dr. Weber atmet tief durch, legt die Hand auf die Klinke und schließt die Tür.

Für die seelischen Belastungen der Menschen, die Sterben und Tod tagtäglich begleiten, sind im Gesundheitswesen selten Raum und Zeit vorgesehen. Dass sie sehr schnell weiterfunktionieren müssen, ist in Kliniken Alltag. Sie dokumentieren, telefonieren, entscheiden, erklären. Sie schließen eine Zimmertür und öffnen die nächste.

Natürlich ist Distanz notwendig. Sie schützt vor Überforderung, ermöglicht klare Entscheidungen, lässt einen Arzt weiterbehandeln, eine Pflegerin die nächste Infusion vorbereiten, einen Rettungssanitäter wieder in den Notarztwagen steigen.

Und doch entsteht Nähe. Nicht immer, nicht bei jedem Patienten. Aber manchmal.

Sie entsteht in den kleinen Dingen. Weil jemand zum dritten Mal erzählt, dass die Geranien auf dem Balkon gegossen werden müssen. Weil Dr. Weber weiß, dass Frau Mertens ihren Tee ohne Zucker trinkt. Weil der Arzt beim Lesen eines negativen Laborbefundes an die eigenen Eltern denkt und sich darüber erschrickt.

Wir sprechen viel über die Angehörigen eines verstorbenen Menschen. Der Verlust verändert den Alltag, die Wohnung, die Pläne für den nächsten Sommer. Aber auch diejenigen, die Sterbende in den letzten Tagen versorgt haben, bleiben manchmal mit etwas zurück: mit Zweifeln, mit einem Bild, mit dem Satz, den sie im Gespräch anders hätten sagen wollen. Mit der Hilflosigkeit, alles medizinisch Richtige getan zu haben und trotzdem nicht jedes Leben retten zu können.

Es herrscht diese merkwürdige Vorstellung, nach der Professionalität vor allem bedeutet, unberührt zu bleiben. Gefühle zu verbergen, zur Tagesordnung überzugehen.

Abschied braucht nicht viel. Kein großes Konzept. Vielleicht nur eine Minute, bevor die nächste Visite beginnt. Eine Kerze im Dienstzimmer. Eine Blume auf dem Fensterbrett. Ein Name, der noch einmal genannt wird. Ein Erinnern an den trockenen Humor eines Patienten, an seine Geduld, an seine Eigenwilligkeit.

Solche kleinen Rituale verändern nichts an der Arbeit, die wartet. Die nächste Aufnahme kommt trotzdem, das Telefon klingelt, Medikamente müssen verteilt, Angehörige informiert werden.

Aber sie könnten eine kurze Unterbrechung schaffen. Einen Moment, in dem nicht nur das Funktionieren zählt, sondern auch der Verlust.

Nach der Visite kehrt Dr. Weber noch einmal in Zimmer 14 zurück. Das Bett am Fenster ist inzwischen frisch bezogen. Er öffnet das Fenster, und ein warmer Luftzug weht durch den Raum. Dr. Weber nimmt das Blatt von der Fensterbank, hält es einen Moment in der Hand, dann überlässt er es dem Wind.

„Mach's gut, Frau Mertens.“

Herzlichst

Hanna Roth

David Roth

Bergisch Gladbach im Oktober 2026

Gerne können Sie uns zum Thema Denkanstoß auch eine E-Mail schicken
an k.reichert@puetz-roth.de Stichwort „Denkanstoß“